

7.7 Zwischenbetrachtung – Körper/formen

Die Diskursanalyse verdeutlicht, wie das gegenwärtige Angebot kosmetisch-chirurgischer Körperfettmodifikationen an die historisch-genealogisch verwurzelten Konzepte und Problematisierungen von Körperfett und ›dicken‹ Körper/Subjekten anknüpft: In den kosmetisch-chirurgischen Texten greifen zwei Modelle ineinander, die Körperfett und (post-)diätische Körper im Diskurs als wirkmächtige symbolische Ankerpunkte des Sozialen beschreiben. Zum einen werden bestimmte Körperfettverteilungen im Zuge der gewählten Sprachbilder und Umschreibungen als territorial entgrenzt, stigmatisierend und kostümierend konstruiert. Körperfett benennt in diesem Zusammenhang das Uneigentliche, das den souveränen Status des körperlichen Subjekts gefährdet. Zum anderen zeichnen sich die Problematisierungen von Körperfett im Diskurs dadurch aus, dass sie die Substanz gegenüber dem Handlungsvermögen von Personen als unverfügbar, zum Beispiel als nicht zugängliche Naturreserve oder endogene Anlage, positionieren.

Weiterhin setzt der in vielen Beschreibungen enthaltene moralische Kode eine übergeordnete Verpflichtung zur Fettfreiheit voraus, die sich in dem willentlichen Bekenntnis der idealisierten Patient_in zum Gesunden und Agilen ausdrückt. Korrespondierend hierzu rekurren die Angebotsbeschreibungen schablonenhaft auf die kontrollierte Ernährungsweise und ein Fitness-Gebot als Zugangsvoraussetzung zu den kosmetisch-chirurgischen Körpermodifikationen. Die Transformationsgeschichten des Diskurses basieren dementsprechend auf dem hegemonialen Prinzip von Mühsal und Belohnung, das auch für gegenwärtige Optimierungsimperative und die darin inhärente Biopädagogik konstitutiv ist (vgl. Villa 2013b). Der argumentative Bezug auf Diäten und Bewegung rahmt die angebotenen Verfahren dazu als Feld der Befähigung, mit der ein individueller Wille zur Körperkontrolle realisiert werden könne.

Bei genauer Betrachtung erweist sich für dieses Bedeutungsfeld eine diskursimmanente Konstellation als zentral, mit welcher der kosmetisch-chirurgische Körper als Willensformation beschrieben wird. Demnach lässt sich der subjektbezogene Wille im Zuge der vorgeblich richtigen Ernährungs- und Bewegungspraxis realisieren, gleichzeitig ist er auf den (sozialen) Körper als ein willentlich durchzogenes Selbst-Verhältnis bezogen. Das heißt konkret: Bestimmten Körperanteilen wird im Diskurs ein Eigenwille zugewiesen, der damit die Handlungsstruktur für das Motiv der kosmetisch-chirurgischen Handlungsbefähigung begründet. In der Referenzkette der historisch-formierten Pathologisierung von Körperfett erscheint der Mangel an Willen somit als problematischer Zustand, aus dem unbearbeitetes Körperfett als quasi-überkommenes Zeichen von Unentschlossenheit und Abtrünnigkeit hervorgeht.

Der anhand der Diskursfragmente nachgezeichnete vermeintliche Wille des Körperfettes zeigt insofern auf, wie in die Angebotsbeschreibungen der kosmetisch-chirurgischen Körpergestaltung ein Motiv der Intentionalität eingelassen ist. Dabei geht es nicht darum, irgendetwas zu wollen, die Motivationsbeschreibungen kodieren die Verfahren vielmehr als Hilfsmittel zum ›richtigen‹ Willen. Dieser kann als Bekenntnis zur sozialen Zugehörigkeit zu einer Mehrheitsgemeinschaft gelesen werden, die sich den Erzählungen nach qua Körperpraxis realisieren, das heißt verkörpern lässt.

Körperfett und daran geknüpfte (post-)diätische Verkörperungsweisen werden im untersuchten kosmetisch-chirurgischen Diskurs folglich nicht vornehmlich als Gesundheitsproblem gerahmt, für das die selektive Nahrungsaufnahme und Sport einfache Gegenstrategien darstellen (vgl. Gilman 2010c). Das hegemoniale Modell des unbedingt Schlanken ist vielmehr durch Verweise auf das richtige Maß der Körpergestaltung konturiert. Dieses lässt sich den Beschreibungen zufolge am äußeren Körperausdruck ablesen, der im Diskurs insbesondere über die bioästhetischen Konzepte ›Silhouette‹ und ›Körperkontur‹ beschrieben wird. Die Erzählungen des Körperwillens sind damit auf eine abstrakte semiotische Qualität bezogen, die das Körpergesamt als öffentlich lesbare Dimension positioniert.

Die Konzepte sind so an physiognomische Leitgedanken angelehnt, denen zufolge der äußere Körperausdruck Aufschluss über den inneren Charakter oder die Eigenschaften von Personen gibt (vgl. Gray 2004). Das ›Eigentliche‹ generiert sich im Diskurs an der Körperoberfläche als Rahmen der Ausdrucksqualitäten: Kosmetische Chirurgie verhilft genauer dazu, die eigentlich schlanke oder muskulöse Eigenschaft sichtbar zu machen, und so auch dazu, den Personenstatus als substantiell zugehörig zu einem sozialen Körper anzeigen zu können. In der kosmetisch-chirurgischen Physiognomik geht es somit weniger um kriminelle Züge oder Pathologie, als um das Signal des reproduktiven Erfolgs. Der diskursiven Logik entsprechend scheint das »Ergebnis von Diät, Training, Kosmetik und Chirurgie [...] nicht mehr die Verkörperung einer Metaphysik der Eigentlichkeit und Natürlichkeit, sondern Optimierung« (Villa 2013b, S. 137) zu sein.

Mit den argumentativen Elementen sind daher viele Facetten diskursiv verwoben, die kosmetisch-chirurgische Praktiken als Ausdruck einer bioästhetischen Regierungstechnologie zuspitzen (vgl. Maasen 2008). So lassen sich die Selbstbezüge auf die eigene Körperharmonie einem »soziotechnische[n] Regime des Bodymanagements« (ebd., S. 100) zuordnen, das die Formierung der körperbasierten Gemeinschaft nach repräsentationslogischen Prinzipien nahelegt. Die Referenzpunkte für die kosmetisch-chirurgische Ausrichtung des souveränen Subjekts am Körpernd sind in dieser Hinsicht an einer visuellen Anerkennungsordnung orientiert.

Mit Blick auf die Problematisierungen in den Diskursauszügen wird argumentativ jedoch auch darauf gebaut, dass sich Körper nicht vollständig regieren lassen. Es lassen sich korrespondierend zu dem mit Beginn dieses Kapitels aufgegriffenen Narrativ aus der TV-Serie *Dietland* am Diskurs konkurrierende Erzählelemente nachzeichnen, die normative Konzeptionen zu Körperfett erweitern: ›Diets don't work.‹ Die Analyse zum Angebot der Körperfett-modifizierenden Maßnahmen gibt Hinweise darauf, dass das Motiv des Scheiterns an der instrumentellen Kontrolle des Körpers für den kosmetisch-chirurgischen Diskurs konstitutiv ist. Dieses setzt narrativ an dem Punkt an, an dem der subjektbezogene Wille der Patient_innen vorgeblich mit der kosmetisch-chirurgischen Formation des Körpers herausgebildet wird: Im nachgezeichneten diskursiven Arrangement ergibt sich das Misslingen so aus der mitaufgeführten Produktivität von Körpern selbst. Der körperliche Eigenwille begründet demnach negative Affekte und Wahrnehmungen, läuft den Handlungen der Protagonist_innen zuwider und verfehlt ihre subjektiven Bemühungen, den eigenen Körper als formbare Masse zu kontrollieren. Dementsprechend wird Körperfett im untersuchten Diskurs nicht bedingungslos als passiver Rohstoff beschrieben, der einer technologischen Verarbeitung einfach zur

Verfügung steht. Vielmehr stellen Bezüge auf die teilweise Nicht-Zugänglichkeit von affektiven und organischen Prozessen, die Eigenlogik von Materialität sowie die Kontingenz von Umwelteinflüssen und ihren Effekten eine bedeutsame Motivationsgrundlage der Beschreibungen dar.

Das Bild des körperlichen Exzesses und der Verstellung zieht sich besonders durch einen dritten thematischen Diskursstrang, der Körper als Prozessgeschehen beschreibt. Im Anschluss an die Vorgänge des Alterns und der (Post-)Reproduktion werden diät-erfahrene Körper als Ergebnis von Veränderungen zu verstehen gegeben, die das richtige Maß verfehlt hätten. Die eigensinnige Überschussproduktion ist hier argumentativ mit der Intensität und der Zielperspektive der Körpergestaltung – und so mit der Idee eines vermeintlich richtigen Willens – verknüpft. Während also einerseits die kosmetisch-chirurgische Isolation der Körper von ihren soziomaterialen Kontexten nahegelegt wird, ist die Einbindung des Subjekts in die Praktiken der Körper-Manipulation andererseits an hegemoniale moralische und ästhetische Kodes »von Welt« gebunden. Körper sind demnach nicht nach dem freien Willen durch die Subjekte gestaltbar.

Die Spuren des unverfügbaren Anderen, an denen der kosmetisch-chirurgische Diskurs argumentativ ansetzt, begründen folglich das Motiv einer technologischen Re-Ontologisierung. Körper lassen sich demnach erst mithilfe der Verfahren in Bezug auf die vorherrschenden Ordnungskategorien zum anerkannten »Ding von Welt« transformieren. Die dazu als erforderlich argumentierten Grenzziehungspraktiken – etwa die Straffung der als überschüssig beschriebenen Haut – beruhen auf einer »konstitutiven Verschränkung von Un/Verfügbarkeit« (Meißner 2017, S. 7). Kosmetisch-chirurgische Praktiken lassen sich so im Sinne Karen Barads (2014) als »cutting-together-apart« (ebd., S. 167) denken: Mit den Abgrenzungspraktiken, die auf die konsubstanziale Zugehörigkeit qua Körper abzielen, geht der Ausschluss anderer Körper einher. Die Schnitte der kosmetischen Chirurgie sind somit agentuell angelegt. Das heißt, die materiale Verfügbarmachung der Körper im Sinne einer sozialen Zugehörigkeitsformation produziert einerseits Unverfügbares. Dass die organische Materie im Diskurs als prozesshaft, sperrig und dysfunktional gegenüber dem Zugriff des Subjekts auf den eigenen Körper beschrieben wird, verweist andererseits auf konstitutive Bedeutungsgrenzen und das Motiv der Verwerfung. Die Performativität der Körper/Substanzen ist in dieser Hinsicht bedeutsam für die Unterscheidungsmuster, die mit den Apparaturen der kosmetischen Chirurgie gezogen werden.

Während diese Perspektiven darauf Bezug nehmen, dass Menschen im Zugang zum Weltlichen an den eigenen Körper und das Dasein als solcher angebunden sind, orientiert sich ein paralleles Modell dazu an dem Potenzial, das die Körper als kosmetisch-chirurgischer »Rohstoff« (Villa 2013b) bieten. Unter dem Blickwinkel der kosmetisch-chirurgischen Technologie erscheint Körperfett als Reserve, die dem Handlungsverlauf der Angebotsbeschreibungen zufolge zur nutzbaren Ressource gemacht werden kann. Diese technologisch-informierte Sicht auf die Machbarkeit der Körper verbindet dabei verschiedene Bedeutungen von Körperfett: Indem das Konzept als ein Verhältnis von semiotischen Qualitäten sowie affektiven, organischen und technologischen Eigenschaften beschrieben wird, rücken die körperlichen Schnittstellen in Verbindung zur soziomaterialen Umwelt hier ins Zentrum.

So verdeutlicht die Feinanalyse des Diskursfragments, wie Körperfett im Rahmen der Plausibilisierung verschiedener Modifikationen als Bedeutungsnexus aufgespannt wird – zum Beispiel als »Winki-Winki-Arm«, »Steak in der Pfanne«, »#abcrack«, Butter im Reagenzglas und technologisch aufbereitetes Eigenfett. Die Bedeutung von Körperfett ist somit im Diskurs keineswegs *per se* negativ qualifiziert. Die Analyse der Diskursauszüge zeigt hingegen, dass die argumentativ in die Problembeschreibungen eingebrachten Konfigurationen weniger offen auf universell gültige Ideale hin ausgelegt sind, als vielmehr auf situative Modalisierungen und Konfigurationen. Grundlage davon ist, dass die Bedeutungsabwandlungen des Körperfetts in Bezug auf die Subjektivierungsweisen beschrieben werden, die in einem Zusammenhang mit den (fortlaufenden) Vollzugsketten von Körpern und Technologie stehen. Dies setzt insbesondere daran an, dass Subjekte durch (digitale) Bild- und Medienpraktiken verkörpert sind, das heißt sie sich selbst, den eigenen Körper und die soziale Umwelt im Umgang mit technologischen Apparaturen erfahren. Nicht nur der Zugang zu Körpern und sozialem Leben ist demnach durch (digitale) Technologien konfiguriert, sondern auch die kulturellen Wahrnehmungsmuster insgesamt.

Die Analyse des Diskursfragments legt daran anknüpfend dar, wie die unterschiedlichen Körperentwürfe der bildtechnologischen und der kosmetisch-chirurgischen Praktiken im Zusammenspiel aus Text, visuellen Gestaltungselementen und bewegten Bildern der Website zu einem Motivkomplex verflochten sein können. Dabei knüpfen etwa Referenzen auf die Produktionsästhetik von digitalen Bildbearbeitungsprogrammen und Social Media oder den eigenen Körper auf dem Handybildschirm an ein Fortschrittsnarrativ an. Demnach stehen die kosmetisch-chirurgischen Praktiken der Körpergestaltung in Zusammenhang mit einer progressiven Handlungsstruktur, die als Teil eines transformativen »Lifestyle Settings« (Spittle 2002) erscheint.

Das Angebot, den eigenen Körper entsprechend der sich ändernden weltlichen Anforderungen aktualisieren zu können, findet in Anlehnung an die Motive der technologischen Expertise und Innovationsfähigkeit so einen evolutionär-anthropologischen Anklang. Der Entwurf des kosmetisch-chirurgischen Körpersubjekts rekurriert in dieser Hinsicht auf dessen »Technogenese« (Stiegler 1998). In diesem Sinne wird kosmetische Chirurgie im Diskursstrang selbst als Subjektivierungsweise ausgelegt, die an zeitgenössische Schemata der Verkörperung, insbesondere die Modi der digitalen Blicktechniken und der bildlichen Selbst-Darstellung, anknüpft.

Das Ineinandergreifen des körperbezogenen Selbstverständnisses und der Affektproduktion mit dem Gebrauch digitaler Bildtechnologien im untersuchten Motivkomplex ist somit an archetypische Charakteristiken und Ontologien angelehnt, mit denen digitale Medientechnologien beschrieben werden. Am untersuchten Beispiel zeigt sich auf der Ebene der multimodalen Inszenierung, dass die Eingriffe entsprechend als Teil der digitalen Alltagspraxis konfiguriert werden. Sie zeichnen sich vorgeblich durch eine besondere Anschmiegsamkeit von Körper und Technologie aus, wie sie verallgemeinert auch mit dem *Internet of Things* assoziiert wird. Mehrere Facetten hiervon finden sich in den Angebotsbeschreibungen wieder, wenn zum Beispiel regelmäßig die Minimierung der kosmetisch-chirurgischen Werkzeuge, Kontakt- und Schnittflächen, Ausfallzeiten und Affekte hervorgehoben wird. So ergibt sich ein prothetisches Verhältnis zwischen Körpern und kosmetischer Chirurgie, die nun als körperliche Eigenschaft erscheint.

Dieser diskursimmanenten Parallelisierung kosmetisch-chirurgischer und digitaler Technologien folgt zudem ein immer detaillierterer Anschluss des Körpers an die informationelle Logik. Indem Körpern im Diskurs ein Informationswert zugerechnet wird, der den Zugang zu und die Partizipation an entscheidenden Bereichen des sozialen Lebens begründet, werden sie als Sozialformen positioniert. Die Modifizierbarkeit der Körper/teile mündet in dieser Hinsicht im selbst-reflexiven Format eines Status-Updates, und damit zugleich in der Anbindung an soziale Arenen. Diese sind einerseits für die interaktive Anerkennung der (digitalen) Sichtbarkeit und Selbst-Versicherung wesentlich. Sie funktionieren andererseits als beobachtendes Korrektiv. Welche Körper/teile sich *wann* als privilegiert teilen lassen und welchen im Zuge der informationellen Attribuierungen der Status des Anderen zukommt, wird damit tendenziell zum Gegenstand undurchsichtiger Dynamiken: »Visibility as a prized measure of popularity can often turn quickly into mass opprobrium and ridicule.« (Lupton 2015, S. 178)

Die Ausdifferenzierung des kosmetisch-chirurgischen Körpers in den öffentlichen Bildfeldern zeigt sich insofern gegenüber diversen Sozialsphären und Institutionen anschlussfähig, die im Wesentlichen durch digitale Technologien vermittelt sind: Geheimdienste und Polizei, Gesundheitsversorgung, Arbeitsmarktportale, soziale Dienstleistungen, Versicherungswesen, Dating, Partnerschaft und Familie. Für all diese und weitere Bereiche stellen datenbasierte und körperbezogene Profilierungen die Grundlage für Unterscheidungs- und Exklusionspraktiken, die in normative Blicktechniken eingespannt sind.

Indem kosmetisch-chirurgische Konzepte von Körper und Selbst in der Logik der digitalen Bild- und Medientechnologie angelegt sind, stehen diese somit auch in Resonanz zu damit assoziierten Machtaspekten. Dies betrifft die Macht von Algorithmen, der datenbasierten Klassifizierung und Auffindbarkeit von Körpern und Personen, und zudem die damit verbundene soziale Sortierung zwischen ›normal‹ und ›deviant‹, ›gesund‹ und ›krank‹, ›legal‹ und ›illegal‹ etc. Im Anschluss an Mechanismen der panoptischen Selbst-Überwachung (Foucault 1983) lassen sich kosmetisch-chirurgische Praktiken so als Software einer »ban-optic« (Ajana 2013) deuten. Also als Verfahren, die eine technologische Infrastruktur für körperbezogene Differenzierungsprozesse bedienen.